

Kapitel 1

Die Chefin

Der jüngste deutsche Sternekoch ist weiblich und heißt Sybille Milde. Die 29-Jährige ist Küchenchefin in einem Nobelrestaurant bei Frankfurt und schwanger.

Sybille Milde: „Geschickt unter den Bauch manövriert.“

Mit der Schwangerschaft könnte ihre Karriere bald zu Ende sein.

Sybille Milde: „Ich bin jetzt in der Lage, in der schwierigen Lage, ich bekomm’ jetzt ein Kind und ich muss Familie und Beruf irgendwie unter einen Hut bekommen und auch so unter den Hut bekommen, dass ich noch am Ball bleibe.“

Der Guschtl muss das so hinstellen, dass es hält.“

Gustl: „In Ordnung, Chefin.“

Noch hat sie das Sagen und die überwiegend männlichen Kollegen tun, was die Chefin verlangt. Beruflich wie privat hat Sybille klare Vorstellungen.

Sybille Milde: „Mein Traum sind fünf Kinder. Und ich wollte immer schon viele Kinder haben. Und jetzt geht’s los und, ähm, ich hoffe, ich ... ich schaff’ das.“

Kochen war für mich nie ’n Thema. Ich wollt’ nie Köchin werden, das war, mh, da dran hab’ ich nich’ gedacht. Und dann hatt’ ich, in der, ich glaub’, in der achten Klasse muss man, musste man damals, so ’n Schülerpraktikum machen, so zwei Wochen. Und zu der Zeit waren die ganzen großen Jungs, die haben im Hotel gearbeitet. Und dann hab’ ich halt ’n Praktikum im Hotel gemacht und darunter musst’ man auch eine Woche in die Küche gehen. Und die Küche war ja toll. Also, da waren nur Männer und die waren direkt.“

Spitzengastronomie ist Männersache, das gilt auch heute noch.

Sybille Milde: „Es war ... Männer, gut, das ist gut. Also nicht, weil’s einfach das männliche Geschlecht ist, sondern weil’s einfach direkt, ehrlich und offen und es war einfach, es hat mir gefallen, ich hab’ mich da drin wohlfühlt. Und das hab’ ich bis heute nicht bereut. Also, es ist toll.“

Sybille hat sich durchgesetzt in einer Männerwelt und sie hat es weit gebracht.

Sybille Milde: „Ja, also, ich hab’ ja immer mal so alles gesammelt, was so in den ganzen Magazinen so da war. Ich hab’ ja ’n riesen Haufen. Und angefangen hab’ ich mit, äh, „Mein Stern 2005“. Bei den ersten, äh, Presseartikeln, da war ich noch ganz aufgeregt, da hab’ ich dann auch hier so ’n kleines Heftchen angelegt, noch ganz dünn und

zaghaft. Mittlerweile sind es ja hier Massen an Zeitschriften und ganz stolz bin ich so auf den allerersten Artikel, den ’s über mich so gab, so groß, das war in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Das war 2001. Da hab’ ich äh, bei der Chaîne des Rôtisseurs in der deutschen Meisterschaft mitgekocht und, ähm, da waren sonst nur Männer. Ich war auch das einzige Mädels, hab’ da auch den dritten Platz gemacht. Und so ’ne ganze Seite in der FAZ, das ist schon, also, war ich schon baff, und auch irgendwie schon ’n bisschen stolz, dass ich, ooh ... in so ’ner großen Zeitung. Also, da war ich, war ich, noch gar nicht in aller Munde, da hab’ ich nur so ’n paar Wettbewerbe gemacht und war eigentlich noch ’n kleiner Hase.“

Was ich auch ganz witzig fand, war hier: Es gibt so ’ne Zeitung „Deutschland“, die wird dann weltweit vertrieben, in den jeweiligen Sprachen. Und das ist auch, find’ ich auch, ’n recht schönes Foto. Und da war ich halt mit ganz vielen anderen berühmten Köchen zusammen. Und das Witzige ist, ich steh’ hier ganz vorne als Allererstes und der Koch Deutschlands, Harald Wohlfahrt, steht hier als Allerletzter. Na ja, ladies first, sagt man ja immer so schön.“

Erfolg macht auch neidisch. Andreas Eggenwirth liebt Sybilles Kochkünste und kennt sich aus in der Gastronomieszene. Er weiß, wovon er spricht.

Andreas Eggenwirth: „Man bewegt sich als Frau in einer absoluten Männerwelt, einer Domäne. Und so isst der Frau Milde auch gegangen. Die kommt als Sterneköchin hier in diesen Frankfurter Raum auf einmal ans Tageslicht und keiner kennt sie. Ja, die sind erst mal alle über sie hergefallen. ‚Wer ist denn Frau Milde, was will denn Frau Milde hier bei uns? Die hat doch noch nie etwas geleistet, so ungefähr.‘ Da sind Bemerkungen gefallen, die, kann ich nur sagen, die vollkommen daneben waren. Das passte einfach nicht.“

Heute steht Sybille nicht in der Küche. Gemeinsam mit Freund Daniel genießt sie ihren freien Tag.

Sybille Milde: „Sag mal, Honey, wie sieht das eigentlich mal aus mit Essen?“

Daniel: „Ja.“

Sybille Milde: „Ja.“

Daniel: „Kömma machen.“

Sybille Milde: „Ja, dann lass uns doch was bei der Trattetoria bestellen.“

Daniel: „Ja, gut. ... Mamfi.“

Auch Daniel ist Koch. Aber ihre Küche bleibt heute kalt. Schließlich haben beide Freizeit. Im Juli erwartet Sybille ihr erstes Kind.

Sybille Milde: „Wenn ich gleich da rangeh' und sag': ‚Oh Mann, mit der Kohle, wie schaffen wir das? Können wir überhaupt noch? Ist das noch möglich? Sollen wir?‘ Dann würd' keiner Kinder kriegen. Dann würd' heutzutage niemand mehr Kinder kriegen. Die Menschheit würd' aussterben und des war's. Und warum sollen wir jetzt, also, nur wenn jetzt ein Gehalt wegfällt, keine Kinder? Also, das, das stand irgendwie nie zur Frage.“

Daniel: „Nö ...“

Sybille: „Gell?“

Daniel: „... stand wirklich nie zur Frage. Außerdem muss man ja irgendwie die Wirtschaft ankurbeln, damit andere auch Geld verdienen.“

Trotz eines möglichen Karriereknicks, Sybille freut sich auf ihr Wunschkind.

Sybille Milde: „Man sagte zwar zu mir: ‚Warte doch noch ein Jahr.‘ Und dann sagt man im nächsten Jahr, sagt man wieder zu mir: ‚Ach, warte doch ein Jahr, das läuft doch grad so gut. Ach, jetzt warte doch noch mal 'n Jahr.‘ Und dann hab' ich zehn Jahre gewartet und dann bin ich alt und grau und lauf an Krücken und hab' dann doch nicht meine fünf Kinder gekriegt. Das war immer so was, das wollt' ich nicht. Also, das stand immer an erster Stelle. Karriere kann ganz schnell vorbei sein und Familie bleibt für ewig.“

Restaurantinhaber Thomas Hessler bedauert die Entscheidung seiner Frontfrau.

Thomas Hessler: „Ich würd' ma' sagen, sie wirft da einiges weg. Für'n Moment. Vielleicht geht's ma' irgendwie bei ihr weiter, des weiß man ja noch nicht. Aber so, wie ich das sehe, kommt vielleicht noch 'n zweites Baby. Man weiß es nich', ja. Sie hätte noch 'n bisschen warten können. Mit 33 oder 34 ist es ja heute auch üblich, dass Frauen Kinder kriegen. Aber es ist wirklich ihre Entscheidung und ich hab's akzeptiert und ich lebe auch damit inzwischen.“

Reporterin: „Aber es ist für sie doch 'n Karriereknick oder wie sehen Sie das?“

Thomas Hessler: „Also, für sie auf jeden Fall, ja, auf jeden Fall, denke ich, ja. Weil sie hat die Basis nicht mehr, sie hat die Basis nur, das Medieninteresse hat sie nur und den Erfolg, wenn sie irgendwo am Herd steht. Und wenn sie zu Hause Kinder wickelt, ist es wohl nicht mehr interessant. Das ist ihr Problem jetzt.“

Sybille Milde: „Zweimal ... Oh, warte mal, ... Moment, Frau Simon, hier hat einer versucht, Teller zu putzen.“

In drei Monaten erwartet Sybille ihr Baby und wer ihren

Job übernehmen wird, steht auch schon fest. Diesmal soll es ein Mann sein.

Gast 1: „Aber das hat also praktisch alles wunderbar geschmeckt.“

Sybille Milde: „Sehr schön, das freut mich.“

Gast 1: „Echte Glanzleistung.“

Sybille Milde: „Gut, super, danke. Danke für das Lob. Ich wünsche Ihnen noch 'n schönen Abend.“

Doch bis dahin genießt sie als Sterneköchin noch jedes Kompliment.

Sybille Milde: „Hier schmeckt's noch? Sie gucken so über ihre Brille.“

Gast 2: „Um das Essen zu schmecken, brauch' ich keine Brille. Es war fantastisch. Vielen Dank.“

Sybille Milde: „Danke. Schön ... Das freut mich.“

Gast 2: „Wunderbar. ... perfekte Abstimmung von Speisen und Wein.“

Sybille Milde: „Sehr schön. Geb' ich auch weiter an den Sommelier. Dann noch viel Spaß.“

Kapitel 2

Hotel Mama

Robert Zeisig: „Meine Mama steht eigentlich fast extra zwanzig Minuten oder 'ne halbe Stunde früher auf, um mir in der Früh meine Brotzeit zu machen. Sie nimmt nicht meine Wurst her, sondern ihre Sachen, also kostet mich das eigentlich überhaupt nichts. Ich weiß es nicht, warum sie's macht, aber sie macht's und des ist doch verdammt schön, eigentlich.“

Robert: „Gut'n Morgen Mama.“

Mutter: „Morgen.“

Robert: „Ach, du hast mir schon eine Brotzeit hergerichtet, super. Mama, ich hab' verschlafen, ich muss fahren. Bis heute Abend.“

Robert Zeisig ist 32 Jahre alt und genau so lange wohnt er schon Zuhause. Mutter Evi ist eine gute Köchin, ihre Rouladen sind ein Traum. Vater Reinhold kümmert sich um Haus und Hof. Warum sich von den Eltern trennen?

Robert: „Man kommt heim, Essen ist fertig am Tisch. Meine Mutter macht viel in meiner Wohnung, putzt, mein Bett is' immer gemacht. Wenn's zum Waschen gehört, des macht alles meine Mutter. Das ist einfach von der Arbeit nach Hause kommen und eigentlich Feierabend.“

Mutter: „Auto-Steuer und Versicherung ...“

Mama Evi kennt eben die Schwächen ihres Sohnes. Sie weiß, was gut ist für den 32-Jährigen, und auch, was ihm am besten schmeckt.

Robert: „Nudeln.“

Mutter: „I mag halt alles geordnet, dass alles seinen, immer auf seinen Platz wieder kommt und da hat halt der Robert überhaupt kein Interesse dran. Der lässt alles liegen und stehen. Wenn er heimkommt, sein Arbeitsklei..., sei' Arbeitskleidung ... Boden ... oder über'n Stuhl oder in irgendeine Ecke, die Schuhe ... runter ... zack ... stehen lassen.“

Robert: „Ja, meine Mama sagt immer zu mir: ‚Jetzt musst mal wieder Wohnung putzen.‘ Und ich zöger' des meistens raus und sag, ja, ich mach's am nächsten Tag, ich mach's am nächsten Tag, und irgendwann ist es dann meistens so, dann kommt sie rauf, weil sie's aufregt, einfach, wenn ich nicht putze. Und des is' dann natürlich Bequemlichkeit, weil ich weiß im Endeffekt, sie macht's ja doch.“

Familie Zeisig bekommt Zuwachs. Nicole, genannt Niki, 19 Jahre jung, zieht zu Robert ins Dachgeschoss. Die beiden wollen nächstes Jahr heiraten.

Nicole: „Ich hab' am Anfang 'dacht, er hat wirklich seine ganz abgeschlossene, eigene Wohnung, aber es is' ja immer noch die Mama da mit im Spiel ... und des war dann scho' schlimm. Und es gibt auch Leute, die sagen: ‚Ja, der Robert, der wohnt immer noch daheim.‘ Und von dem her hab' ich's schon g'wusst, aber ich hab's noch net so verstanden und als ich dann selber da war, da hab' ich's dann erst mal mitgekriegt, wie schlimm des eigentlich is' teilweise.“

Mutter: „Was?“

Nicole: „Ja.“

Mutter: „Was?“

Nicole: „Weil die Mama immer da is'. Mama, Mama, Mama.“

Der Robert wird immer ein Mama-Kind bleiben und ich glaub', er möchte hier auch nich' raus. Die Mama kümmert sich um ihn, die Mama ist da, wenn er sie braucht ... und von dem her denk' ich schon, dass er Angst hat, dass er mal auf eigenen Beinen stehen muss und dass die Mama dann nich' mehr da ist.“

Angelika Leupelt ist 46. Vor sieben Jahren zog sie wieder bei den Eltern ein, gemeinsam mit ihrem Sohn Maximilian, der heute 11 Jahre alt ist. Mutter Renate und Vater Herbert bestimmen alleine die Hausordnung – die

Tochter akzeptiert. Angelika Leupelt muss zu Hause keinen Finger rühren, im Berufsleben aber ist Angelika die Chefin.

Angelika: „Zuhause ist es, äh, bin ich des, äh, kleine Kind, was, äh, Befehle entgegennimmt, was, äh, Wünsche der Eltern entgegennimmt, äh, und ... äh ... auch sich nach ihren Regeln richten müssen, ob's mir passt oder nicht, ob sie sinnvoll sind oder nich', aber ich schluck's, weil dafür wird für mein' Sohn gut gesorgt. Ich komm' nach Hause, setz' mich an Tisch – das is', äh, Hotel pur.“

Mutter: „Es fällt sehr viel an, weil die Angelika, die tut leicht schwitzen und im Laden isses sehr warm und die Papiere dürfen auch nit feucht werden und da zieht sie sich jeden Tag um, manchmal zweimal und ... ja ... und ich möchte auch, dass sie ordentlich aussieht. Bei uns isses so, dass eigentlich ich die Chefin im Haushalt bin, und anschaffen kann ich aber nur meinem Mann etwas. Der Rest der Familie ... im Haushalt ... null. Also, ich bin manchmal entsetzt, wenn ich nach oben gehe, wie's da aussieht. Und vor allen Dingen mein Mann, der schimpft mich immer und sagt: ‚Du machst da oben nichts.‘ Und auch die Tochter sagt: ‚Lass mei' Zeug in Ruhe.‘ Und ich kann's aber nit. Ich geh' dann hoch und, und mache so einige Handgriffe.“

Den Abstand bei aller Nähe suchen zeitweise auch die Eltern.

Vater: „Auf eine Art möchte ich meine Freiheit ham und auf der anderen Seite genieß' ich das auch, gerade mit'n Enkel, da mal 'n Radlausflug zu machen oder bissel Fußball zu spielen, dann hätt' ich's manchmal ganz gerne, wenn die zwoe, der Angelika und der Maximilian, zwei Straßen weiter wohnen würden, dass ma' uns nicht so eng auf der Pelle hängen.“

Matthias Retzlaff, 35 Jahre alt, lebte kurze Zeit in einer Wohngemeinschaft. Vor fünf Jahren zog er wieder Zuhause ein. Sein dreißigjähriger Bruder Martin hat noch nie woanders gewohnt. Mutter Gisela sieht es mit gemischten Gefühlen, eigentlich möchte die pensionierte Lehrerin ihre großen Söhne nicht bemuttern.

Mutter: „Im Grunde genommen find' ich's nicht gut, dass die erwachsenen Söhne hier noch in meinem Haushalt wohnen.“

Matthias: „Vieles macht meine Mutter einfach und ich würd's auch machen, aber sie kommt immer zuvor, hat mehr Zeit und ... sozusagen wird man dann bisschen hofiert oder bedient in Anführungszeichen.“

Mutter: „Was 'n das für ein Chaos hier wieder?“

Ja, also, des war jetzt wieder ein Ausrutscher und ich

hoffe, der war jetzt nur einmal und dann nicht mehr. Mich hat's jetzt genervt. Ich hab' so eine schöne neue Garderobe und des will ich nicht – wenn ich da vorbeigeh' ... ich halt' des noch nicht aus.

Matthias!“

Matthias: „Ja.“

Mutter: „Du, ich möcht' noch Wäsche waschen. Hätt'st du noch was?“

Matthias: „Ja ... ui, gut, ... wart 'n Augenblick.“

Matthias genießt die Vorteile der Rundumversorgung, ein schlechtes Gewissen hat er dabei nicht.

Matthias: „Leg's dir auf die Treppe, ja?“

Mutter: „Ja, okay.“

Martin: „Ich denke eben auch, dass ich in meiner Selbstständigkeit, in meiner Entwicklung da schon eingeschränkt bin oder werde ... mmh, was mit Sicherheit anders wär', wenn ich, äh, meine eigenen vier Wände hätte. Ich denk', ich bin, äh, auf so 'ner ... auf der Suche noch nach dem richtigen Pfad. Das Ausziehen spielt da mit Sicherheit 'ne Rolle, ganz klar. Das is' des, was wohl als nächstes Projekt, sag ich mal, ansteht irgendwann mal in ... ferner Zukunft oder in näherer Zukunft oder, oder ... schwer zu sagen, weil ich nicht weiß, wie sich, äh, irgendwas verändern wird.“

Mutter: „Andererseits hab' ich des ein bisschen gelernt, dass ich diese Fürsorge wirklich abnehmen muss, denn ich bin nicht mehr für diese erwachsenen Kinder verantwortlich. Ich hab' versucht, sie großzuziehen, und ich will ja auch, dass sie selbstständig sind. Ich will ja gar nicht, dass sie an dem Rockzipfel hängen und, und nach der Mama schreien, vor allem, wenn dann die Freundinnen kommen und sagen: ‚Um Gottes Willen, was hast'n du mit denen gemacht? Jetzt muss ich die erst erziehen.‘“

Martin: „Hallo.“

Mutter: „Hi, Martin ...

Der Verstand sagt so und das Herz sagt dann manchmal ein bisschen anders.

... war 'n langer Tag für dich, gell?“

Martin: „Ja.“

Mutter: „Klar.“

Das Herz sagt: ‚Ich find's schön, weil ich's manchmal einfach genieße, wenn sie da sind.‘“

Kapitel 3 Wie schmeckt's denn so?

Wir essen mit allen Sinnen. Augen, Zunge, Nase bestimmen unseren Geschmack. Das zeigt ein einfacher Test. Wir wollen wissen, welche Farbe schmeckt süßer?

Frau 1: „Das Rote.“

Frau 2: „Der rote Gummibär schmeckt süßer.“

Mann: „Das ist die Farbe mit Liebe und das ist auch ... das schmeckt mir besser.“

Farben verführen die Zunge. Im Geschmackslabor wird getestet, wie die Augen darüber entscheiden, ob es uns schmeckt oder nicht.

Dr. Mark Lohmann: „Wir lassen uns ja sehr leicht verleiten von den Sinnen. Und der erste Eindruck von einem Lebensmittel ist ja meist ein visueller, das heißt, wir begutachten erst einmal die Lebensmittel mit unseren Augen und haben natürlich auch 'ne gewisse Erwartungshaltung.“

Zu jeder Farbe passt ein Geschmack. Das weiß jedes Kind. In diesen Bechern ist immer das Gleiche, mal rot, mal grün, mal gelb gefärbt. Aber was wir sehen, überdeckt, was wir schmecken.

Dr. Mark Lohmann: „Was hast du beim grünen Saft geschmeckt?“

Kind: „Mmh, schmeckt nach Waldmeister.“

Stimmt und typisch für Waldmeister ist die grüne Farbe.

Dr. Mark Lohmann: „Die Farbe muss auf jeden Fall irgendwie zum Lebensmittel passen. Das muss also stimmig sein mit den Erfahrungen, das wird natürlich auch bei der Produktentwicklung ausgenutzt, wenn es da zu Irritationen kommt, dann wird der Verbraucher dieses Produkt auf jeden Fall ablehnen.“

So, wir haben hier drei Zuckerstücke und ich möchte Sie jetzt bitten, das erste Stück zu probieren mit zugehaltener Nase.

Und wie ist da der erste Eindruck?“

Mann 2: „Leicht salzig.“

Dr. Mark Lohmann: „Und die Nase wieder öffnen. Was haben Sie jetzt für einen Eindruck?“

Mann 2: „Ja, so Himbeer. Himbeer. Mhm.“

Dr. Mark Lohmann: „Wenn man sich die Nase zuhält, dann erhält man keinen Aromaeindruck. Und wenn die Nase sich öffnet, dann findet ein Luftstrom statt und da werden die Riechrezeptoren aktiviert.“

Vieles beeinflusst den Geschmack, wenig hat die Zunge damit zu tun. Sie erkennt gerade mal süß, sauer, bitter und salzig. Die Lebensmittelindustrie setzt daher auf Farben, Formen und Düfte.

Dr. Mark Lohmann: „Es ist natürlich relativ einfach, Produkte herzustellen, die eine optimale Nährstoffzusammensetzung haben, aber unter Umständen gar nicht schmecken. Also, die werden ... die Leute werden das dann unter Umständen nicht zu sich nehmen. Und da sollte dann auch die Sensorik stimmen.“

Langweilig wäre das Essen, würden wir es nur mit der Zunge schmecken. Genießer lassen sich daher gern in die Irre führen.

Kapitel 4 Funsport – Surfen auf der künstlichen Welle

Wilde Wellen, Extremsport und Gefahr – und das mitten in der Großstadt. Das Citysurfen im Münchner Eisbach ist nur etwas für die ganz Harten, für echte Kerle eben.

Surfer 1: „Männer sind schon besser. Also, Frauen surfen auch gut, aber die Männer, die machen halt mehr so Tricks.“

Von wegen. Das lässt Tanja Thaler nicht auf sich sitzen. Seit zehn Jahren surft die 33-Jährige im Herzen Münchens. Raus aus dem Alltag und rauf auf die Welle.

Tanja Thaler: „Also, das ist, das ist 'n Sport, das ist Freizeit, das ist Runterkommen, also für mich ist es wirklich, den Kopf frei kriegen.“

Freiheit, Schwerelosigkeit, Herausforderung. ‚Es ist wie eine Sucht‘, sagt Tanja. Sie arbeitet als Sozialpädagogin, studiert an der Universität, verdient nachts als Türsteherin dazu und zieht ihren Sohn allein groß. Der Tag ist durchgetaktet, aber fürs Surfen bleibt immer Zeit.

Tanja Thaler: „Man baut alles andere drumrum. Also, ich arbeite viel, ich studier' auch wieder, aber ... also Surfen muss sein.“

Mitten durch München rauscht der Eisbach. Hier unter der Brücke ist er nur etwa zehn Meter breit. Eingefasst von steilen Betonwänden. Der Reiz am Extremen und die Gefahr surfen hier immer mit.

Tanja Thaler „Es geht. Also, Bekanntschaft mit den Steinen macht jeder mal, natürlich passieren Unfälle, aber die passieren in jeder Sportart.“

Längst ist die Welle an der Prinzregentenstraße eine Touristenattraktion und steht in jedem Reiseführer. Seit

35 Jahren bestaunen Besucher aus aller Welt die Münchner Extremsportler.

Zuschauer 1: „Das ist eigentlich ziemlich surreal, dass da 'n Surfspot mitten in der Stadt ist.“

Zuschauer 2: „Ist schon mutig, da rein zu springen.“

Die Stars der Welle nehmen es gelassen. Einige genießen ihr Publikum, andere konzentrieren sich einfach auf den „Flow“.

Tanja Thaler: „Am Anfang kommst du dir vor wie so'n Affe im Zoo und irgendwann schaltest du's aber weg, also, ich muss auch sagen, ich bin ein Schisser, ich fahr' immer nur mit Weste, obwohl ich jetzt wirklich schon kontrolliert fall' und ... da schau' ich nicht auf die Touristen, da schau' ich auf die Welle und aufs Brett und die Steine, ist ja nicht ganz ungefährlich.“

Ob Eis oder Schnee, Regen oder Hitze, die Stadtsurfer kennen kein schlechtes Wetter. Die Sucht nach der Welle überwiegt auch im Winter.

Tanja Thaler: „Also, ich war auch bei minus acht Grad drinnen, ähm, aber da hat man die Welle für sich und das ist eigentlich ganz schön.“

Denn was zählt, ist das „Eisbach-Gefühl“, die Faszination am Surfen in der City und der Spaß am Sport.

Kapitel 5 Hochbegabte Kinder

Das Konzert a-Moll von Charles Berlioz ist derzeit Lottas Lieblingsstück. Anspruchsvoll für eine Siebenjährige, nicht aber für Lotta. Als sie mit drei Jahren beginnt, auswendig Melodien nachzuspielen, merken die Eltern, dass ihre jüngste Tochter anders ist als die Geschwister. Zunächst herrschte Ratlosigkeit.

Mutter: „Als wir die Leistung gesehen haben, die Lotta bringt, äh, ja, zuerst am Klavier, waren wir schon sehr, sehr, äh, geschockt und auch erst mal, ja, ähm, atemlos. Und die Ereignisse überschlugen sich.“

In einem Alter, in dem andere Kinder zur musikalischen Früherziehung gehen, bekommt Lotta Einzelunterricht im Geigenfach. Daneben fällt ihre ungebremste Wissbegierde auf. So bringt sie sich mit drei Jahren selbst das Lesen und Schreiben bei.

Lotta: „Hab' ich mir ein Buch genommen und dann hab' ich einfach mal probiert, die Buchstaben herauszufinden, hab' ich das einfach mal probiert. Ich weiß jetzt auch nicht so richtig, wie ich das herausgefunden hab'.“

Schon nach wenigen Monaten fängt sie an, sich im Kindergarten zu langweilen.

Mutter: „Also, sie ist nie gerne hingegangen. Als sie dann lesen konnte, hat sie überhaupt nicht mehr eingesehen, warum sie überhaupt noch in den Kindergarten gehen sollte. Sie hatte auch keinen guten Anschluss an andere Kinder, konnte sich auf deren Spiel nicht einlassen.“

Mit vier Jahren kommt Lotta in die Schule. Zahlreiche wissenschaftliche Tests, viele Gespräche und psychologische Beurteilungen bringen die Gewissheit: Lotta ist hochbegabt. Sie hat einen Intelligenzquotienten über 130; ein Kriterium der Hochbegabung. In einigen Wochen beginnt für die Siebenjährige das vierte Schuljahr.

Für die Familie sind die besonderen Fähigkeiten der jüngsten Tochter eine Bereicherung, aber auch eine große Herausforderung in verschiedener Hinsicht.

Bruder: „Wenn ich dann Klavier spiele und sie kriegt dann die Noten in die Finger von mir, dann kann sie das danach dann immer ganz gut und spielt das immer auswendig. Damit ärgert sie mich dann.“

Mutter: „Die Herausforderung besteht darin, sie täglich adäquat zu fördern; sprich, gerade im musikalischen Bereich mit ihr zu üben. Ansonsten ist sie sehr fordernd, äh, möchte immer ihren Kopf irgendwie in Bewegung halten, liest sehr viel und fragt sehr viel.“

Für Lotta ist die Hochbegabung selbstverständlich.

Lotta: „Also, sozusagen geigen ist mein Leben. Wenn es keine Geigen gäbe, gäbe es auch nicht mich. So würd' ich das beschreiben.“

Neben den drei Stunden Geigen täglich trifft sich Lotta gerne mit ihrer 13-jährigen Freundin Eva. Die anfängliche Unsicherheit im Umgang mit der Hochbegabung ist nicht nur innerhalb der Familie einer gewissen Gelassenheit gewichen.

Kapitel 6 Auf der Walz

David und Christian sind Zimmerleute und auf der Walz. So heißen die Wanderjahre der Gesellen, die in einer Zunft organisiert sind. Sie sind zu Fuß unterwegs oder per Anhalter. Sie haben kein Handy, wenig Geld und im Bündel nur das Allernötigste.

Mann 1: „Natürlich ist das auch mit einer großen Anstrengung verbunden und man muss gucken, dass man einen Schlafplatz findet und so weiter und so fort. Das Besondere ist aber doch wirklich die Einfachheit.“

Mann 2: „Und alles, was wir haben, und alles auch, was wir zu verlieren haben, ist hier drin, das klaut doch

keiner, wer will'n so'n Bündel klauen, da ist nix drin außer einem Hammer und ein bisschen Wäsche. Wir haben nix zu verlieren.“

Zur Walz gehört auch die traditionelle Kluft: das Manchesterjackett, der Schlapphut, Schlaghose und Zimmererweste. Neben dem Bündel darf auch der traditionelle Gehstock nicht fehlen. Der blaue Schlipps verrät, dass David und Christian zu den Rolandsbrüdern gehören. Typisch ist auch der Ohrring, der ihnen bei der Aufnahme in die Zunft verpasst wurde.

Mann 2: „Das Ritual, das muss ein jeder über sich ergehen lassen, der auf Wanderschaft gehen will, das gehört einfach dazu. Und der bekommt einen Nagel durchs Ohr geschlagen und da kommt der Ohrring rein und dadurch ...“

Reporterin: „Isses so schlimm, wie sich's anhört?“

Mann 2: „Bei den einen Ja, bei den andern Nein. Ich fand's nicht schlimm.“

Drei Jahre und einen Tag haben sich die Beiden freiwillig freidschreiben lassen, so heißt es im Gesellenjargon. Die Welt steht ihnen offen, nicht aber die Rückkehr nach Hause. Die Gegend um ihren Heimatort dürfen sie nicht betreten.

Mann 1: „Grüß Gottle, die Dame.“

Frau: „Achso, die gibt's au'no'.“

Mann 2: „Schönen guten Tag.“

Mann 1: „Ja, gibt's auch ab und zu.“

Frau: „Schönen guten Tag. Mein Enkel ist auch Dachdecker.“

Mann 2: „Der ist auch Dachdecker?“

Frau: „Find' ich schön, dass' so was noch gibt, 'ne? Dass es ... die Tradition noch bleibt.“

Mann 2: „Dann wünschen wir Ihnen noch einen schönen Tag und gute Zeit.“

Frau: „Ebenso.“

Mann 2: „Tschüs. Also, die älteren Leute, die lächeln und freuen sich meistens, wenn sie uns sehen, und die jungen Leute, die halten uns ziemlich oft für Kaminfeger und kommen her und reiben uns an den Knöpfen und an unserem Jackett oder zupfen uns an der Jacke und sagen: ‚Hui, das bringt jetzt Glück.‘ Das kommt richtig häufig vor, ja.“

Rund 400 Gesellen sind derzeit auf der Walz. Sie müssen unter 30 sein, unbescholten, unverheiratet und schuldenfrei. Sie leben von der Hand in den Mund.

Wenn ihnen das Geld ausgeht, suchen sie Arbeit. Auch Christian und David helfen in Zimmerei-Betrieben aus. Die Wanderschaft hat sie beide verändert.

Mann 2: „Man lernt eben, die einfachen Dinge im Leben wieder zu schätzen. Keine Ahnung ... gut gelaunte Menschen ... Kleine ... die kleinen Dinge im ... die kleinen Dinge im Leben, für die verlernt, verliert man halt schnell den Blick, wenn man im Wohlstand untergeht.“

Die Walz – eine Schule fürs Leben.

Kapitel 7 Beim Geld hört die Liebe auf

Männer und Frauen passen einfach gut zusammen, solange es nicht ums Geldausgeben geht.

Passantin 1: „Für Schuhe, zum Beispiel.“

Passant 1: „Ja, Autos.“

Die meisten Männer behaupten ja von sich, bescheiden zu sein, aber eigentlich haben sie nur andere Bedürfnisse als ihre Frauen. Das Problem: Wer setzt seine Wünsche durch? Häufig zerplatzen die Träume schon angesichts der Wirtschaftslage. Unverständnis herrscht auf beiden Seiten, wofür der Partner Geld ausgibt.

Passant 2: „Klamotten, zum Beispiel. Ganz gerne, weiß ich nicht, 300, 400 Euro in Klamotten zu kaufen. Das werde ich nie machen.“

Passantin 2: „Seine Stereoanlage, was ... viel zu viel Geld kostet.“

Tja, aber ab und zu muss sich Frau doch einfach mal was gönnen. Immer nur sparen, sparen, das macht doch keinen Spaß ... und um ihn schließlich doch noch mit ihren Einkäufen zu versöhnen, reicht manchmal schon ein kleiner Griff in die weibliche Trickkiste. Stellt sich die Frage, wer kann eigentlich besser mit Geld umgehen?

Passant 3: „Die Männer, absolut.“

Passantin 3: „Uuh.“

Passant 3: „Ja, die sind rationeller. Die machen keine Spontaneinkäufe, wie Frauen das so machen ... und die überlegen, wenn sie Geld ausgeben ... ich jedenfalls, in unserer Beziehung.“

Passantin 3: „Nö, also, bin ich nicht der Meinung.“

Wenn's ums Geld geht: Haushaltskasse! Doch das ist gar nicht so einfach. Wovon sollen die Extras an seinem Traumauto bezahlt werden und wer kommt für ihre Kosmetikartikel auf? Die Lösung: Taschengeld für beide.

Passantin 4: „Wenn man mal abends Essen geht oder als Frau, persönliche Dinge wie Kosmetik und so, das würd' ich sagen, sollte man vom Taschengeld bezahlen.“

Ein typischer Streitpunkt ist der Lebensmitteleinkauf. Meist bleibt es dem einen überlassen, den Kühlschrank zu füllen, während der andere zwar gerne isst, aber nicht einsieht, dass es auch was kostet. Bei so einer Kontrolle ist Streit vorprogrammiert.

Passantin 5: „Ich denke mir, mein Mann weiß sicher nit, was 'n Pfund Zucker kostet oder 'n Pfund Butter.“

Nicht nur bei den Pflichten, auch beim Freizeitvergnügen kann es Unstimmigkeiten geben, wenn's ums Zahlen geht. Es nützt halt nichts, dass jeder sein Taschengeld hat, wenn man sich vorher nicht abspricht, wer es mitnimmt. Emanzipation und Gleichberechtigung ist nur eine Voraussetzung für eine gute Partnerschaft, aber den richtigen Umgang mit Geld müssen beide lernen. Dann verläuft auch das gemeinsame Bummeln friedlich ... und außerdem: Am schönsten ist es, wenn's gar nichts kostet.

Kapitel 8 Generation Konsum?

Sie konsumieren selbstverständlicher, geben mehr Geld aus als jede Generation vor ihnen. Jugendliche in Deutschland verfügen über eine Kaufkraft von rund 22 Milliarden Euro und sie definieren sich über ihren Konsum, über Artikel und Marken, denn mit denen sind sie in – oder out.

Fern Campbell: „Konsum bedeutet mir schon viel, weil ich will natürlich auch irgendwie mein, mein Leben schön genießen.“

Maria Stenzel: „Es geht irgendwie nur ums Konsumieren, also, das sehe ich auch in der Schule vor allem.“

Fabian Krüger: „Für Menschen in meinem Alter ist es in der Regel auch extrem wichtig, was man und wie viel man davon konsumiert und bei ganz vielen ist es ja auch einfach 'n Statussymbol, immer das Neueste zu haben.“

Der Soziologe und Jugendforscher Claus Tully untersucht das Kaufverhalten der sogenannten „Generation Konsum“. Zusammen mit seinen Kollegen vom Deutschen Jugendinstitut München befragte er Jugendliche zwischen 14 und 24 zu ihrem Konsumverhalten.

Claus Tully: „Da haben wir geschaut: Was bedeutet Konsum für Jugendliche? Was konsumieren sie? Wie viel Geld haben sie? Äh, wo meinen sie, dass sie Einfluss nehmen können? Und es kommt heraus, nicht alles, was

gekauft ist, ist wichtig. Ganz viele Dinge – 50 Prozent dessen, was gekauft wird – erscheint ihnen überflüssig. Es kommt auch heraus, dass es, äh, von der sozialen Schicht und von der Bildung abhängt, ob man vernünftig oder weniger überlegt einkauft.“

Die Hälfte dessen, was sie kaufen, ist ihnen nicht einmal wichtig. Handys jedoch sind absolut unverzichtbar. 92 Prozent der 12-Jährigen haben bereits ein eigenes. Selbst sich auszutauschen oder zu verabreden, kostet so Geld.

Maria Stenzel: „Also, ich weiß gar nicht, wozu ich des eigentlich benutze, aber ich benutz’ es die ganze Zeit. Also, jede 10 Minuten bin ich auf meinem Handy, einfach nur, um irgendwie was nachzusehen, deswegen also ... Ohne mein Handy könnte ich gar nicht.“

Nur wenige Jugendliche hinterfragen ihren Konsum, doch es gibt sie: Jugendliche der BUND-Jugend zum Beispiel informieren Schulklassen oder Auszubildende über nachhaltigen Konsum. Thema 1 der konsumkritischen Stadtführung: Mobiltelefone.

Fabian Krüger: „Wer von euch hat denn wie viele Handys?“

Mädchen 1: „Das eine ist zum Telefonieren und das andere für SMS.“

Mädchen 2: „Also, es gibt schon Leute, die dann einen komisch anblicken, wenn man noch ’n altes Handy hat, und sagen so: ‚Mensch, so ’n Smartphone, das ist doch schon viel praktischer als so ’n Tastentelefon und man hat auch viel mehr Speicherplatz.‘ Aber die meisten finden’s eigentlich total okay. Also, solange man wenigstens ein Handy hat, ist man noch nicht ganz komisch.“

Auf 100 Jugendliche kommen 109 Handyverträge. Für die meisten darf es nicht irgendein Handy sein, sondern immer das neueste. Sie wachsen auf mit ständig neuen Produkten, Must-haves, Tarifen, Optionen. Konsum ist für sie Lust, aber auch Last.

Claus Tully: „Was auffällt, ist, dass Jugendliche auch darüber klagen, dass es schwierig ist zu konsumieren, weil es einfach unübersichtlicher wird. Ich kann mich an Geschichten erinnern, wo einer erzählt hat, dass er dann einfach wieder nach Hause gegangen ist, um sich’s noch mal zu überlegen, was er wirklich braucht. Das ist aber schon gleichzeitig ein Beispiel für den reflektierten Konsum, der bei weniger gebildeten Menschen nicht so häufig auftritt.“

Per Internet oder beim Einkaufsbummel – für junge Mädchen ist Konsum in erster Linie die Jagd nach dem

richtigen Outfit. Schon die 12- bis 19-Jährigen haben präferierte Marken. Am häufigsten kaufen die Jugendlichen bei H & M; umso wichtiger, dass es auch Kollektionen aus recycelten Materialien oder Bio-Baumwolle gibt.

Fern Campbell: „Sie stellen diese billigen Klamotten, die genauso aussehen, genau daneben und dann greift man natürlich zum Billigen, weil man sich dieses Label nicht genau anschaut. Ich finde nur, sie sollten viel mehr so, äh, natürlich herstellen. Ich finde, das sollte – mehr als die Hälfte der ganzen Kleidung sollte einfach aus diesem organic cotton hergestellt werden.“

Zurück zur konsumkritischen Stadtführung der BUND-Jugend. Thema ist die Weltreise einer Jeans. Die Produktionskette, die verschiedenen Stationen von Herstellung über Vertrieb bis zum Recyceln werden kritisch hinterfragt.

Mädchen 3: „Kuckt mal bitte alle in eure Klamotten rein. Woher kommen eure Klamotten eigentlich?“

„Türkei.“

„Bangladesch.“

Mädchen 3: „Bangladesch?“

„China.“

Mädchen 3: „Für die Herstellung einer einzigen Jeans werden 40.000 Liter Wasser verbraucht. Das sind, nur mal so zur Vorstellung, 150 Badewannen.“

Mädchen 4: „Ja, ich kann ja jetzt nicht aufhören, Jeans zu kaufen, nur deswegen. Aber ich denke, ... ich denke, wir wissen alle, dass so ’ne Sachen nich’ gut sind. Wir wissen alle, dass ’n Billig-T-Shirt für 5 Euro keine guten Arbeitsbedingungen haben wird und trotzdem kaufen wir sie.“

Claus Tully: „Jede Form von Konsum ist auch irgendwie mit Folgen für die Umwelt verbunden. Das heißt, ich würde an der Stelle darauf setzen, dass Jugendliche ihren Konsum – ja, nicht gründlich reflektieren, also nicht im Sinne von Analyse – aber bemerken: ‚Das ist folgenreich.‘ Die ganz einfache Regel, die ich hätte, wäre zu sagen: Die Sachen, die ma’ nicht braucht, diese 50 Prozent, wenn man die vielleicht nicht kaufen würde, wär’ das auch schon ein ganz großer Schritt.“

Sie leben in einer Welt, in der permanenter Konsum alltäglich ist und ganz normal. Nur noch die Hälfte zu kaufen, den eigenen Konsum aus ökologischen Gründen zu reduzieren, das Bewusstsein dafür ist schon da, doch wirklich Einfluss auf ihr Kaufverhalten hat es noch nicht.

Reporterin: „Hallo und herzlich Willkommen, meine Damen und Herren, in Erfurt, der Landeshauptstadt von Thüringen. Wir stehen hier oben auf dem Petersberg, da wo so'n bisschen der Wind geht, aber wir haben auch den besten Überblick über die Altstadt, die sich hier direkt hinter mir erschließt. Diese wunderbare, mittelalterliche Stadt, die voll ist von Märkten, wunderschönen Kirchen und natürlich den wunderbaren Fachwerkhäusern. Aber wir fangen den Stadtrundgang erst mal hier oben auf dem Petersberg an.“

Die Zitadelle Petersberg zählt zu den größten barocken Stadtfestungen Mitteleuropas. Grundsteinlegung war im Jahr 1665.

Die romanische Basilika St. Peter und Paul ist das älteste Gebäude auf dem Petersberg. Sie war Bestandteil eines ehemaligen Benediktinerklosters aus dem 12. Jahrhundert.

Die Minengänge, ein Teil des groß angelegten Befestigungssystems, durchziehen den Fuß der Festungsmauern. Sie sollten verhindern, dass feindliche Mineure, das waren Spezialeinheiten für den Tunnelbau, die Mauern unentdeckt untergruben und sprengten. Zum Glück ist das nie passiert. Und auch jetzt scheint alles ruhig zu sein.

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Petersberg befindet sich der Domplatz. Eine imposante Freitreppe mit 70 Stufen führt hinauf zum Wahrzeichen der Stadt, dem in Europa einzigartigen Kirchenensemble vom Mariendom und St. Severi, einem Meisterwerk deutscher Sakralbaukunst. Über das reich geschmückte Triangelportal gelangt man in den katholischen Dom. Im Inneren des Domes beeindrucken Kunstwerke aus verschiedenen Jahrhunderten, so auch der barocke Hochaltar aus dem Jahr 1697. Sehenswert sind auch die 13 annähernd 18 Meter hohen Fenster im gotischen Chor. Ein Fenster ist Bonifazius gewidmet. Er gründete 742 das Bistum Erfurt, ihm verdankt die Stadt die urkundliche Ersterwähnung. Das geschnitzte, gotische Chorgestühl mit seinen Verzierungen gehört zu den schönsten Europas. Berühmt ist auch der Wolfram. Er gilt als die erste freistehende Bronzeplastik dieser Art aus der Zeit der Romanik. Auf seinem Gürtel kann man seinen Namen lesen.

Den Domplatz begrenzen an seiner Süd- und Ostseite eine Reihe liebevoll sanierter Fachwerkhäuser, Cafés laden zum Verweilen ein. Der Domplatz zählt mit etwa 2 Hektar Fläche zu den größten Plätzen Mitteleuropas.

Hier finden das ganze Jahr über zahlreiche Märkte und Veranstaltungen statt, die man sich nicht entgehen

lassen sollte. Das kulturelle Highlight sind die Domstufenfestspiele, die vor der beeindruckenden Kulisse von Dom und St. Severi jährlich im Sommer aufgeführt werden.

Der Weihnachtsmarkt im Dezember, übrigens einer der größten Deutschlands, zieht tausende Besucher mit aromatischen Düften, stimmungsvollen Klängen und Geschichten in seinen Bann.

Reporterin: „Ja, wenn man die 70 Stufen hier hoch gekommen ist, zum Dom zu Erfurt, dann schaut man auf den Turm und in diesem Turm hängt eine Glocke, zu der man sogar eine weihnachtliche Sage hat. Denn der Glockenbaumeister, der Glockengießer, der soll genau zu Heilig Abend von einem Engel wie mir so eine kleine Eingebung bekommen haben, dass er sozusagen diese Glocke, diese ‚Gloriosa‘ gießen soll, die bringt ihm Glück. Und sie hängt auch wirklich noch da in diesem Turm und sie wird genau zu Heilig Abend uns wieder erfreuen mit ihrem Glockenschlag, dann werden sie ... wir sie wieder hier in Erfurt am Domplatz hören können.“

Im Glockenturm des Doms hängt die 500 Jahre alte und wegen ihres Wohlklangs berühmte Glocke ‚Gloriosa‘, die Ruhmreiche. Sie ist die größte mittelalterliche freischwingende Glocke des christlichen Abendlandes.

Reporterin: „Und jetzt steh'n ma auf dem Fischmarkt, der Mittelpunkt der mittelalterlichen Stadt, das war er mal, aber auch heute noch einer der schönsten Plätze.“

Der Fischmarkt zwischen Marktstraße und Krämerbrücke, an der einstigen „Via Regia“ gelegen, ist Zeugnis vieler Baumeister, die ihm durch Jahrhunderte ein repräsentatives Aussehen gaben. Ein Höhepunkt der Architektur der Renaissance ist das „Haus zum Roten Ochsen“. Hinter der mit Musen reich geschmückten Fassade befindet sich die Kunsthalle Erfurt mit wechselnden Ausstellungen moderner Kunst.

Das schönste Patrizierhaus der Stadt ist das „Haus zum breiten Herd“. Aufmerksamkeit verdient hier der breite Schmuckfries, auf dem die fünf menschlichen Sinne gezeigt werden. Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Gildehaus im Stil der Neo-Renaissance angefügt mit den Darstellungen der vier Kardinaltugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Mäßigung.

Reporterin: „Aber das wichtigste Haus ist natürlich das Rathaus.“

Im Inneren des neogotischen Rathauses fühlt man sich in eine Gemäldegalerie versetzt. Mythos und Historie empfangen den Besucher: zwei Motive, die durch das Haus führen und Interessantes aus der Stadtgeschichte erzählen.

Wir begegnen dem Reformator Martin Luther, der im Erfurter Augustinerkloster entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte. Durch diese Pforte betrat Luther das Kloster. Kirche und Klosteranlage wurden zwischen 1277 und 1320 erbaut.

Martin Luther trat 1505 dem Kloster bei. Eine Ausstellung gedenkt des Reformators. Die Lutherzelle ist als Teil der Ausstellung zu besichtigen. Heute ist das evangelische Kloster Begegnungs- und Tagungszentrum sowie Luther-Gedenkstätte.

Erfurt ist auch Martin Luthers geistige Heimat. An einer der ältesten deutschsprachigen Bildungseinrichtungen, die anno 1392 gegründet wurde, studierte er die sieben freien Künste sowie Rechtswissenschaften und Theologie. Über das gotische Portal betrat man das Kollegium Majus, das alte Hauptgebäude.

Das Andreas-Viertel ist nicht nur wegen der alten Universität bekannt geworden. Sehr beliebt bei Einheimischen und Gästen sind die vielen urigen Gaststätten und Kneipen. Hier lässt es sich bis spät in die Nacht gut mit Freunden feiern. Und wäre man vor knapp 500 Jahren hier eingekehrt, begegnete einem vielleicht Adam Ries, manchen als Adam Riese bekannt. Der bedeutendste Rechenkünstler seiner Zeit verbrachte wichtige Jahre seines Lebens in Erfurt. Hier entstanden seine berühmten Rechenbücher und gingen im „Haus zum schwarzen Horn“ zum ersten Mal in Druck.

Reporterin: „Die Neue Oper hier in Erfurt, das ist er, der erste Operneubau in den Neuen Bundesländern. Eine ganz moderne, wie wir sehen können, und hier gibt es unheimlich viele Kulturangebote von Aida bis zum Musical kann man alles genießen.“

Der moderne Theaterneubau in Sichtweite zu Dom und Petersberg wurde 2003 eingeweiht. Von außen nur als nicht unumstrittener, imposanter Korpus in Form einer Kesselpauke sichtbar, bietet der große Saal 800 Besuchern Platz.

Reporterin: „Fernab von all den engen, kleinen Gassen sind wir jetzt hier oben auf dem Gebiet des Landesfunkhauses des mitteldeutschen Rundfunks und das ist sozusagen der Medienstandort in Erfurt.“

Gleich neben dem Landesfunkhaus entstand mit der Messe Erfurt ein Zentrum für Ausstellungen, Tagungen und Großveranstaltungen. Selbst als Olympiastandort hatte sich die Messe Erfurt bereits verdient gemacht. Aber die Halle kocht nicht nur zur Kocholympiade. Bei Veranstaltern zählt sie zu den bedeutenden Locations in Deutschland.

Für denjenigen, der es lieber ruhiger mag sowie Erholung und Entspannung bevorzugt, empfiehlt sich das Gelände der EGA, der Erfurter Gartenausstellung. Blumen- und Parkanlagen sind das Markenzeichen. Ein 6000 Quadratmeter großes Blumenbeet ist die größte gestaltete Fläche dieser Art in Europa.

Reporterin: „Der Kaisersaal, das ist die Balladresse Nummer 1 in Erfurt. Hier müsste man eigentlich im schicken Kleid stehen, um zum Konzert, zum Kabarett, zum Theater zu geh'n. Und dieser Kaisersaal hat auch 'ne ganz interessante Geschichte. Denn einmal war's der Ballsaal für die Studenten der Universität und zum anderen hat sich hier Napoleon mit Goethe getroffen.“

Eines der Wahrzeichen von Erfurt ist die Krämerbrücke. Sie ist die längste durchgehend mit Häusern bebaute und bewohnte Brücke nördlich der Alpen. Auf den sechs Brückenbögen drängen sich 32 Fachwerkhäuser aneinander. An den Enden standen Brückenkopfkirchen, wovon eine, die Ägidienkirche noch heute existiert. Eine Turmbesteigung wird mit einem fantastischen Blick über die Stadt belohnt. Einmal im Jahr steht die Brücke im Mittelpunkt der ganzen Stadt, zum Krämerbrückenfest. Nicht nur Bettler, sondern auch Gaukler, Handwerker und Händler versetzen den Besucher in die mittelalterliche Zeit.

Reporterin: „Tja, meine Damen und Herren, das Ende der Krämerbrücke ist erreicht und damit auch das Ende unserer Stadtführung. Aber Erfurt bietet ja noch so viel mehr. Sie müssen einfach selbst kommen, ich zähl' auf Sie, wir freu'n uns, dass Sie nach Erfurt kommen.“

Kapitel 10

Wildtiere in Berlin

Wildschweine auf einer Hauptstraße mitten in Berlin, gefährlich für den Verkehr. Dieser Autofahrer hat rechtzeitig gebremst – Wildwechsel in der Großstadt: ein Fall für Derk Ehlert. Er ist Jagdreferent des Berliner Senats. In der Hauptstadt ist er der Mann für Probleme mit wilden Tieren.

Derk Ehlert: „Ksch, ksch. Holla, holla, holla.“

Die vierspurige Straße hat Derk Ehlert schon länger im Visier.

Derk Ehlert: „Holla, holla, holla.“

Erst vor zwei Tagen rannte hier ein Frischling in ein Auto.

Derk Ehlert: „Is' ziemlich gefährlich, aufm Mittelstreifen die Schweine, links und rechts 'ne sehr schnell befahrene Straße mitten in Berlin. Wir ham jetzt halb

drei und natürlich 'n Problem, wenn dann große Schweine auf dem Mittelstreifen sind.“

Doch das Problem erweist sich als hartnäckig, kurze Zeit später überquert eine Bache seelenruhig mit ihren Frischlingen die Straße. An Motorenlärm oder Licht haben sich Berliner Wildschweine längst gewöhnt. Allerdings können sie gefährlich werden, wenn ein Mensch ihnen zu nahe kommt.

Jochen Viol hat es am eigenen Leib erfahren müssen. Ein aufgeschrecktes Wildschwein rannte ihn einfach um.

Derk Ehlert: „Hier vorne auf der Seite waren die ja auch mal.“

Seit dem Angriff kann der Pensionär nur mithilfe eines Stocks gehen.

Jochen Viol: „... da hinten unter den Bäumen lang gelaufen und sind da drüben aus der Ecke rausgekommen ...“

Jochen Viol hat ein großes Grundstück, direkt am Waldrand von Berlin Charlottenburg. Ein Paradies, auch für die Berliner Wildschweine.

Jochen Viol: „Ich wollte die Zäune zum Wald hin inspizieren, ob sie noch in Ordnung sind, nachdem Wildschweine hier über die Wege gelaufen sind und auch hier einen kleinen Platz umgegraben haben. Der Zaun war dann zwar in Ordnung, aber ich war hinterher nicht mehr in Ordnung, weil mich da ein Wildschwein, was ich nicht gesehen habe – offenbar hat es im Laub, ge-, sich geduckt und dort gelegen und muss sich angegriffen gefühlt haben – glattweg umgerannt hat und dann lag ich da mit einem Beinbruch.“

Wilde Tiere sind keine Schoßhunde, das weiß der Pensionär nur allzu gut. Derk Ehlert berät ihn, wie er künftig die Wildschweine am besten aussperren kann.

Jochen Viol: „Es scheint offensichtlich aber auch so zu sein, wenn's überhaupt erst mal zu ist, dass das auch schon was nützt, nur im Notfall, dass wir eben dagegenrennen, aber die haben sich auch schon da hinten durchgezwängt zwischen den Zäunen, und ...“

Derk Ehlert: „Mhm. Ja, man sieht's ja auch drüben, ihr Nachbar hat ja auch versucht, mit Schnurnägeln das denn noch zu verankern.“

Ein stabiler Zaun, fest in der Erde verankert, mit Baumstämmen gesichert. Der beste Schutz, um hungrige Wildschweine draußen zu halten. Jochen Viol hat das in bitterer Erfahrung lernen müssen.

Derk Ehlert: „Des is' schon 'ne ganz gute Möglichkeit, sich denn zu schützen. Ja.“

Eine typische Berliner Siedlung mit Mitwohnungen. Aufgeregte Anwohner haben Derk Ehlert zu den Mülltonnen gerufen. Nicht nur Füchse und Wildschweine hat die Hauptstadt zu bieten, hier steht ein kleiner Waschbär im Mittelpunkt.

Derk Ehlert: „Wir ham so was nich' selten, immer wieder passiert das, äh, dass Waschbären in so 'ne Container reinfallen. Die sind auf der Suche nach Nahrung, werden durch den Geruch der Restabfälle, die da drin sind, ähm, angelockt und, ähm, die ham ja so große Löcher oben, diese Container, und da plumpsen 'se rein. Und kommen denn nich' mehr raus, wenn ...“

Anwohnerin: „... wenn die Mülltonne nicht voll ist.“

Derk Ehlert: „... zu wenig Müll drin ist.“

Der Wildtierbeamte ruft eine Tierärztin zu Hilfe. Mit einem Kescher versucht sie, das verängstigte Tier einzufangen. Der kleine Waschbär sucht nach Fluchtwegen, vergebens. Für die erfahrene Tierärztin ein leichter Fang. Waschbären gibt es viele in Berlin. Weil sie so niedlich sind, beschwerten sich die Menschen selten, oft werden sie sogar gefüttert. Doch dann werden die Tiere erst in die Stadt gelockt.

Derk Ehlert: „Die wehrt sich natürlich, klar. Äh, putzig sind 'se, aber, äh, die sind äußerst wehrhaft.“

Anwohnerin: „Das ... kratzen und beißen die ...“

Derk Ehlert: „Ja, aber ganz doll.“

Derk Ehlert und die Tierärztin bringen das Waschbärjunge in einen nahen Park. Der Wildtierbeamte weiß, die Mutter lebt hier auf einem Baum. Familienzusammenführung, der kleine Waschbär kann es noch nicht glauben.

Tierärztin: „'n Mädchen.“

Ein Mädchen also. Erleichtert flitzt die Kleine den Baum hinauf, in die Freiheit.

Wenn es Nacht wird in Berlin, kommt Reinecke Fuchs aus seinem Bau. Dieser Jungfuchs streift in Wannsee durch die Gärten, sucht Futter – Mäuse, Schnecken oder Würmer. Das Tier ist neugierig, hat vor unserem Kameralicht keine Angst. Typisch Stadtfuchs, von klein auf an Menschen gewöhnt.

Derk Ehlert: „Ja, das war 'n schöner Jungfuchs.“

Reporterin: „Wie alt war der?“

Derk Ehlert: „Der war jetzt 3, 4 Monate alt, etwa. Das sind seine ersten Streifzüge durch die Umgebung, ohne Muttern. Man erkennt's noch an den dunklen Flecken am Rücken, ähm, auch noch an seinem tollpatschigen

Verhalten, die sind jetzt in 'ner Phase, wo 'se fast selbstständig werden.“

Füchse gibt es in ganz Berlin, sogar im Zentrum. Die Millionenstadt ein ideales Jagdrevier. Die Abfälle der Menschen, reichlich Nahrung für Ratten und Mäuse und die sind leichte Beute für den Fuchs.

Reporterin: „Kann man die Tiere nicht fangen und in den Wald zurückbringen?“

Derk Ehlert: „Ja, das wurde vor einigen Jahren noch gemacht. Äh, man hat dann irgendwann festgestellt, dass die Tiere wieder zurückkamen. Denn 'n echter Stadtfuchs hat im Wald nichts zu suchen und nichts verloren, außerdem sind da alle Reviere besetzt. Der würde sofort verbissen werden von seinen Rivalen. Er müsste also sofort wieder sich neue Flächen suchen, um neue Lebensräume zu gewinnen.“

Und manche mögen's ganz zentral. Berlin Mitte, direkt am Bundeskanzleramt. Die Füchse nähern sich dem Zentrum der Macht. Thomas Ernst vom Kabarettzelt TIPI hat Derk Ehlert zu Hilfe gerufen. Eine Fuchsfamilie ist unter die Künstlerbaracken gezogen.

Derk Ehlert: „Das is' ideal. Das is' für 'nen Fuchs natürlich großartig. Und dann hat er die Stadt hier drumrum ...“

Thomas Ernst: „Ja, ja.“

Derk Ehlert: „...“, kann er direkt losziehen und sich Beute suchen und hier kommt kein Mensch ran.“

Thomas Ernst: „Is' 'ne große Wohnung, die er sich rausgesucht hat.“

Derk Ehlert: „'Ne riesige Wohnung, ja, die reicht eigentlich für zwei Familien.“

Thomas Ernst: „Wir hatten jetzt, ich glaube, vor zwei Wochen war's, die Situation, dass Gäste im Garten abends noch saßen nach der Show und der Fuchs wirklich über den roten Teppich ins Zelt marschiert ist. Und das war dann so doch der Punkt, wo ich sagte: ‚Das geht jetzt einfach zu weit.‘ Also, der hat überhaupt keine Scheu mehr, keine Angst.“

Derk Ehlert: „Kein Tier ist böse, auch nicht Füchse. Völlig liebe Tiere, aber es sind und bleiben Wildtiere. Und in diesem Zusammenhang muss man natürlich aufpassen, wenn mehrere Menschen auf einem Haufen zusammen sind und 'n Tier plötzlich sich erschreckt, weil da Musik ist oder weil irgendetwas für ihn Fremdes passiert, dass er dann plötzlich um sich beißt, weil er einfach Angst hat 'n Augenblick lang ... schon lange nicht tollwütig ist, aber trotzdem, in diesem Falle, gucken wir uns's schon sehr genau an.“

Normalerweise hat ein wildes Tier Angst vor Menschen. Zutraulich werden die Tiere nur, wenn sie gefüttert werden. Angst vor Krankheiten müssen die Berliner nicht haben. Tollwut oder Fuchsbandwurm gibt es seit vielen Jahren nicht mehr.